

UWE WIRTH

## Der wunderbare Moment der Verbindung

*Zu den Bedingungen telekommunikativer Übertragung im Rahmen  
der schriftlichen Mündlichkeit des Anrufbeantworters und der  
mündlichen Schriftlichkeit des Online-Chat*

Anrufbeantworter und Online-Chat sind zwei telekommunikative Phänomene unterschiedlichster hoch-technologischer Alltags, die auf eigenartige Weise zwischen Stimme und Schrift changieren. Der Anrufbeantworter dient – wie die Mailbox des Handys – der Aufzeichnung von gesprochenen, flüchtigen Äußerungen. Aufgrund ihrer Wiederholbarkeit gewinnen diese Äußerungen einen gewissen Schriftcharakter – sie befinden sich sozusagen im Übergang zwischen „medialer Mündlichkeit“ und „konzeptioneller Schriftlichkeit“.<sup>1</sup>

Der Online-Chat stellt das Komplementärphänomen zum Anrufbeantworter dar: Er ist eine Kommunikationsform zwischen vernetzten Computern, die schriftlich erfolgt, aber den Charakter von mündlichen Äußerungen hat, da die Kommunikation synchron verläuft. Der Online-Chat befindet sich so gesehen im Übergang zwischen medialer Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit. Die Besonderheit von Anrufbeantworter und Online-Chat liegt aber nicht nur in der spezifischen Art, wie Mündlichkeit und Schriftlichkeit interferieren, sondern darin, daß diese Interferenz unter dem Vorzeichen der Telekommunikation steht.

Wodurch zeichnet sich Telekommunikation aus? Durch den wunderbaren Moment der Verbindung?<sup>2</sup> Dieser Moment wird im folgenden der Bezugspunkt meiner Überlegungen zum Verhältnis von Stimme und Schrift sein. Beginnen wir mit einer Fußnote.

1 Vgl. Peter Koch, Wolf Oesterreicher, „Funktionale Aspekte der Schriftkultur“, in: *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, hg. v. Hartmut Günther u. Otto Ludwig, Berlin, New York 1994, 1. Halbband, S. 587-604, hier S. 587.

2 Vgl. Uwe Wirth, „Piep. Die Frage nach dem Anrufbeantworter“, in: *Telefonbuch. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Telefons*, hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roeder, Frankfurt a.M. 2000, S. 161-184, hier S. 170.

## I. Derridas Telephon

In *La Carre Postale* thematisiert Derrida im Brief vom 6. Juni 1977 das telekommunikative Verhältnis von Stimme und Schrift im Rekurs auf Sokrates und Plato einerseits sowie Freud und Heidegger andererseits. Unmittelbar nachdem der Name Heidegger gefallen ist, merkt Derrida in einer Fußnote an:

Ich muß es hier anmerken, diesen Morgen des 22. August 1979, gegen 10 h, während ich diese Seite für die vorliegende Veröffentlichung tippe, läutet das Telephon. Die Vereinigten Staaten. Die amerikanische Telephonistin fragt mich, ob ich einen 'collect call' (zu übersetzen: R-Gespräch) von Martin (sie sagt Martine oder Martin) Heidegger akzeptiere. Ich höre, wie oft in solchen Situationen, die mir recht vertraut sind, da ich selbst sehr oft 'collect' anrufen muß, *Stimmen*, die ich zu erkennen glaube am anderen Ende der interkontinentalen Leitung: man hört mich und lauert auf meine Reaktion. Was wird er mit dem ghost oder Geist von Martin machen? Ich kann hier nicht die ganze Chemie des Kalküls wiedergeben, die mich sehr schnell hat ablehnen lassen ('It's a joke, I do not accept!').<sup>3</sup>

Was ist das für ein Moment, den Derrida hier beschreibt? Ist es ein Moment, in dem keine telekommunikative Verbindung zustande kommt, weil man einen Scherz vermutet, für den man auch noch zahlen soll? Oder ist es ein Moment, in dem zwar keine telekommunikative, dafür aber eine telepathische Verbindung zustande kommt: ein Moment, in dem man Stimmen hört? In jedem Fall handelt es sich um einen äußerst unwahrscheinlichen und insofern wunderbaren Moment. Derrida ist sich dessen übrigens durchaus bewußt.

Ich weiß, daß man mich verdächtigen wird, alles erfunden zu haben, denn es ist zu schön, um wahr zu sein. Aber was kann ich dafür? Es ist wahr, streng und von Anfang bis Ende, das Datum, die Uhrzeit, der Inhalt usw. – der Name Heidegger war bereits geschrieben, nach 'Freud', in dem Brief, den ich im Zuge bin, auf der Maschine abzuschreiben.<sup>4</sup>

Während der Anfang von Derridas Fußnote auf die Frage hinauszuweisen schien: Was sind die Bedingungen, unter denen wir einen Anruf annehmen? ja, „Was bedeutet es, einen Anruf zu beantworten?“<sup>5</sup> – eine Frage, die uns noch beschäftigen wird – wirft die zuletzt zitierte Passage ein ganz anderes Problem auf, nämlich das Problem des Abschreibens von Briefen mit der Schreibmaschine.

Das geisterhafte Angebot, mit Heidegger telekommunikativ in Verbindung zu treten, erfolgt just in dem Moment, in dem Derrida den Namen 'Heidegger' mit der Schreibmaschine abschreibt: Das heißt, die in der Fußnote geschilderte Schreib-Szene zeichnet sich durch eine doppelte Interferenz aus: die von Telekommunikation und Telepathie einerseits und die von Handschrift und Schreibmaschinen-

3 Jacques Derrida, *Die Postkarte. Erste Lieferung*, Berlin 1982, S. 29.

4 Derrida (Anm. 3), S. 29.

5 Avital Ronell, *The Telephone Book*, Lincoln, London 1989, S. 5.

schrift andererseits. Dabei stellt die Koinzidenz des Abtippens und des Anrufs zwei intertextuelle Verbindungen her.

Erstens verweist das Verhältnis von Abtippen und Anruf auf das briefpoetologische Konzept des *written to the moment*. Im „Preface“ zu Richardsons Briefroman *Clarissa* (1748) heißt es, die präzentierten Briefe seien „written while the hearts of the writers must be supposed to be wholly engaged in their subjects.“<sup>6</sup> Die Besonderheit der von Derrida geschilderten Abschreib-Szene besteht darin, daß das Verbundensein mit dem Thema beim Schreiben als telekommunikative Verbindung vorgeführt wird. Die Beschäftigung mit Heidegger beschwört einen Anruf Heideggers herauf, der damit, um mit Nietzsche zu reden, zu einem „Telephon des Jenseits“ wird.<sup>7</sup>

Die zweite intertextuelle Verbindung betrifft denn auch Heidegger selbst, der nämlich nicht nur als 'Telephon des Jenseits', sondern auch als 'Bauchrechner der Schrift' ins diskursive Spiel gebracht wird.

## II. Heideggers Hand

Ausgehend von der Prämisse, daß Denken „ein Hand-Werk“ sei,<sup>8</sup> macht Heidegger in seiner Vorlesung über *Parmenides* die Schreibmaschine dafür verantwortlich, daß die Verbindung zwischen dem Mensch, dem Wort und dem Sein gestört ist.

Wenn also die Schrift ihrem Wesenssprung, d.h. der Hand, entzogen wird und wenn das Schreiben der Maschine übertragen ist, dann hat sich im Bezug des Seins zum Menschen ein Wandel ereignet.<sup>9</sup>

Die ontologischen Implikationen dieses Medienwandels sieht Heidegger offensichtlich darin, daß das Ausdrucksmedium Schrift derart von den technischen Verkörperungs- und Übertragungsbedingungen determiniert wird, daß die Verbindung zwischen dem geäußerten Wort und der gemeinten Bedeutung gestört ist. Das Symptom dieser ontologisch-semantischen Störung ist die Geste des Abtippens selbst: Sie verweist darauf, daß sich zwischen das Wort und den Menschen die Technik gedängt hat:

Die Schreibmaschine entreißt die Schrift dem Wesensbereich der Hand, und d.h. des Wortes. Dieses selbst wird zu etwas 'Geüptem'.<sup>10</sup>

6 Samuel Richardson, *Clarissa or the History of a Young Lady*, London, New York 1985, S. 35

7 Friedrich Nietzsche, „Zur Genealogie der Moral“, in: ders., *Werke*, hg. v. Karl Schlechta, München 1954, Bd. 3, S. 207-346, hier S. 291.

8 Martin Heidegger, „Was heißt Denken?“, in: ders., *Gesamtausgabe*, I. Abt.: *Vierhundertachtzig*, Frankfurt a.M. 1976, Bd. 8, hg. v. Paola-Ludovika Coriando, Frankfurt a.M. 1974, S. 18.

9 Martin Heidegger, „*Parmenides*“, in: ders., *Gesamtausgabe*, II. Abt.: *Vorlesungen 1923-1944*, Bd. 54, hg. v. Manfred S. Frings, Frankfurt a.M. 1982, S. 125.

10 Heidegger (Anm. 9), S. 119.

Lediglich unter einer Bedingung läßt Heidegger der Schreibmaschine Gnade angedeihen: Dann nämlich, wenn die Maschinenschrift „nur Abschrift ist und der Bewahrung der Schrift dient“.<sup>11</sup>

An die gerade angestellten Überlegungen schließen sich zwei Fragen an. Erstens: Ist es wirklich Zufall, daß Derrida gerade dabei ist, seinen handschriftlichen Briefwechsel „für die vorliegende Veröffentlichung“ zu „tippen“ respektive „auf der Maschine abzuschreiben“,<sup>12</sup> während Heideggers Geist versucht, mit ihm telephonisch und telepathisch Verbindung aufzunehmen? Zweitens: Was hat das alles mit dem Anrufbeantworter und dem Online-Char zu tun? Die Beantwortung der ersten Frage stelle ich anheim und wende mich direkt der zweiten Frage zu.

Für Heidegger ist der Einbruch der Schreibmaschine in die Szene der Schrift ein Symptom dafür, daß unser Sein, aber auch unsere Kommunikation, wesensmäßig durch die Technik bestimmt wird. Die Technik ist nicht nur die Voraussetzung für die sekundäre Schriftlichkeit der Schreibmaschine, sondern auch für die sekundäre Mündlichkeit der Telephonie.<sup>13</sup> Dabei liegt das Wesen der Technik in der Bereitstellung,<sup>14</sup> genauer gesagt: im Zustand der Bereitstellung, im *stanz by*.

Die Technik stellt die Rahmenbedingungen für die Verkörperung und Übertragung von Botschaften bereit: Sie sorgt dafür, daß die telephonisch übertragenen Nachrichten im Rahmen des Anrufbeantworters gespeichert werden, und sie sorgt ferner dafür, daß die im Rahmen des Computers „getippte[n] Gespräche“<sup>15</sup> zu einem anderen Computer übertragen werden, und zwar so, daß im Medium der Schrift eine synchrone, quasi-mündliche Kommunikation möglich wird.

So besehen ist die Frage nach dem Anrufbeantworter und die Frage nach dem Online-Char als Frage nach der Technik zu verstehen.

### III. Weavers und Shannons Frage nach der Technik

Die technische Frage jeder Telekommunikation lautet: „Wie genau können die Zeichen der Kommunikation übertragen werden?“<sup>16</sup> Im Rahmen des von Warren Weaver und Claude Shannon entworfenen Kommunikationsmodells auf der Ebene A – ein Kommunikationsmodell, das sich nur mit der Frage nach der Übertra-

11 Heidegger (Anm. 9), S. 119.

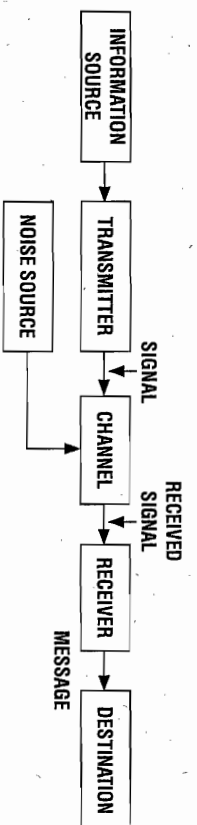
12 Heidegger (Anm. 9), S. 119.

13 Vgl. Walter F. Ong, *Orality and Literacy: The Technologizing of the World*, London, New York 1982, S. 11.

14 Martin Heidegger, *Die Frage nach der Technik. Vorträge und Aufsätze*, Tübingen 1967, S. 16.

15 Angelika Storror, „Getippte Gespräche oder dialogische Texte? Zur kommunikationstheoretischen Einordnung der Chat-Kommunikation“, in: *Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Herbert Ernst Wegand zum 65. Geburtstag gewidmet*, hg. v. Andrea Leht, Matthias Kammerer, Matthias Klaus-Peter Konecny, Angelika Storror, Caja Thimm u. Werner Wölski, Berlin, New York 2001, S. 439–465, hier S. 440.

16 Warren Weaver, „Ein aktueller Beitrag zur mathematischen Theorie der Kommunikation“, in: Claude E. Shannon u. Warren Weaver, *Mathematische Grundlagen der Informationstheorie*, Übers. v. Helmuth Drefler, München, Wien 1976, S. 11–39, hier S. 12.



Schematisches Diagramm eines allgemeinen Kommunikationssystems nach Weaver und Shannon.

ungstechnik auseinandersetzt und die Probleme der Kommunikation auf den Ebenen B der Semantik und der Ebene C der Pragmatik zunächst außer acht läßt – ist der Sender einer Nachricht eine organische oder technische Einrichtung. Bei der gesprochenen Sprache sind die Stimmbänder der Sender, beim Telephon „die Anlage (Telephonapparat usw.), die den Schalldruck der Stimme in einen sich ändernden elektrischen Strom übersetzt“.<sup>17</sup> Der Empfänger ist „eine Art umgekehrter Sender, der das übertragene Signal in eine Nachricht zurückverwandelt und diese Nachrichten an das Ziel weitergibt“.<sup>18</sup>

Die technische Voraussetzung allen Telephonierens ist, daß es einen Übertragungskanal zwischen Sender und Empfänger gibt, der die Erreichbarkeit des Empfängers in einem technischen Sinne sicherstellt. Allerdings kann es aufgrund der mangelnden Kapazität des Übertragungskanals oder anderer Einflüsse zu *Störungen* des Übertragungsprozesses kommen – etwa zu atmosphärischen Störungen oder zu Tonverzerrungen.<sup>19</sup> Dieses „Rauschen“ wird von Walter Benjamin etwas dunkel als „Nachgeräusch“ umschrieben.<sup>20</sup> Für Kafka befand sich das „Rauschen“ dagegen an der Grenze zum Gesang – genau wie das Geräusch der Schreibmaschine. In *Das Schloß* wartet er sogar mit einer pseudo-technischen Erklärung für die Ursachen von Störgeräuschen beim Telephonieren auf:

Im Schloß funktioniert das Telefon offenbar ausgezeichnet; wie man mir erzählt hat, wird dort ununterbrochen telefoniert, was natürlich das Arbeiten sehr beschleunigt. Dieses ununterbrochene Telefonieren hören wir in den hiesigen Telefonen als Rauschen und Gesang; das haben Sie gewiß auch gehört. Nun ist aber dieses Rauschen

17 Weaver (Anm. 16), S. 16.

18 Weaver (Anm. 16), S. 17.

19 Vgl. Weaver (Anm. 16), S. 17.

20 Walter Benjamin, „Berliner Kindheit um neunzehnhundert“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäger, Frankfurt a.M. 1974ff., Bd. 4.1, S. 235–304, hier S. 242. Weiter heißt es dort, in merkwürdiger Konkordanz mit Kafkas Beschreibung der Telefongeräusche in *Das Schloß*: „Es mag am Bau der Apparate oder Erinnerungen liegen – gewiß ist, daß im Nachhall die Geräusche der ersten Telefongeräusche mir anders in den Ohren liegen als die heutigen. Es waren Nachgeräusche. Keine Mäuse vermeldete sie. Die Nacht, aus der sie kamen, war die gleiche, die jeder wahren Geburt vorhergeht. Und eine neugeborene war die Stimme, die in den Apparaten schlummerte. Auf Tag und Stunde war das Telefon mein ‚Zwillingbruder‘“ (ebd.).

und dieser Gesang das einzig Richtige und Vertrauenswerte, was uns die hiesigen Telefone übermitteln, alles andere ist trügerisch.<sup>21</sup>

Der Grund für das Rauschen im externen Netz der Dorfbewohner ist das ununterbrochene Telefonieren im internen Netz des Schlosses.<sup>22</sup> Zugleich werden die Störgeräusche im Übertragungskanal auf der Ebene A der Kommunikation zu einem Symptom dafür, daß im Schloß Kommunikation auf der Ebene C stattfindet.

Kommunikation auf der Ebene C bedeutet für Shannon und Weaver, daß Nachrichten übertragen werden, die das Verhalten des Adressaten effektiv beeinflussen.<sup>23</sup> Dieser Aspekt der Effektivität ist insofern von besonderer Relevanz, als Weavers im Vorwort zu Shannons mathematischem Kommunikationsmodell skizzierte Vision nahelegt, daß die ‚Botschaft‘ nicht das ist, was von der Informationsquelle in den Kanal geschickt wird, sondern das, was ‚kontrollierbar am Ziel ankommt‘.<sup>24</sup> Diese ‚Eigenmächtigkeit der Botschaft‘<sup>25</sup> bildet den Nukleus jener Offenheit, die Jakobsens Kommunikationsmodell auszeichnet, ein Modell, dessen unabdingbare Prämissen lauten: ‚Der Sender macht dem Empfänger eine Mitteilung‘.<sup>26</sup> Während Jakobson dabei die technischen Aspekte der Kommunikation (Ebene A) auf die physische Funktion (Ebene C) reduziert, geht es Shannon und Weaver gerade darum zu zeigen, wie die technischen Rahmenbedingungen auf der Ebene A die pragmatischen Bedingungen auf der Ebene C determinieren. Eben diese Interdependenz zeichnet die telekommunikative Übertragungssituation im internen Netz des Schlosses aus. Für Anrufer von draußen bleiben die Beamten des Schlosses dagegen unerreichbar, obwohl eine Verbindung hergestellt wird:

Es gibt keine bestimmte telefonische Verbindung mit dem Schloß, keine Zentralstelle, welche unsere Anrufe weiterleitet; wenn man von hier aus jemanden im Schloß anruft, läutet es dort bei allen Apparaten der untersten Abteilungen oder vielmehr, es würde bei allen läuten, wenn nicht, wie ich bestimmt weiß, bei fast allen dieses Läutewerk abgestellt wäre. Hier und da aber hat ein übermüddeter Beamter das Bedürfnis, sich ein wenig zu zerstreuen, besonders am Abend oder bei Nacht, und schaltet das Läutewerk ein; dann bekommen wir Antwort, allerdings eine Antwort, die nichts ist als Scherz.<sup>27</sup>

Halten wir vorläufig fest: Anrufe, die scherzhaft beantwortet werden, stellen das Grundgesetz der Telephonie – die Kopplung von Erreichbarkeit und Empfangsbe-

21 Franz Kafka, „Das Schloß“, in: ders., *Schriften, Tagebücher, Kritische Ausgabe*, hg. v. Jürgen Born u. a., Frankfurt a.M. 2002, Text-Bd.: „Das Schloß“, S. 116.

22 Vgl. hierzu Bernhard Siegert, *Reklai. Geschichte der Literatur als Epoche der Post, 1751-1913*, Berlin 1993, S. 281f.

23 Vgl. Weaver (Anm. 16), S. 12.

24 Vgl. Erhard Schürpeltz, „Quelle, Rauschen und Senke der Poesie. Roman Jakobsons Unschrift der Schannonschen Kommunikation“, in: *Schnittstelle. Medien und kulturelle Kommunikation*, hg. v. Georg Stantzeck u. Wilhelm Voßkamp, Köln 2001, S. 187-206, hier S. 190f.

25 Schürpeltz (Anm. 24), S. 190f.

26 Roman Jakobson, „*Linguistik und Poetik* (1960)“, in: ders., *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971*, hg. v. Einar Holdenstein u. Tarcisius Schelbert, Frankfurt a.M. 1979, S. 83-121, hier S. 88.

27 Kafka (Anm. 21), S. 116.

reischhaft – ebenso in Frage<sup>28</sup> wie Anrufe, die gar nicht erst angenommen werden: „It’s a joke, I do not accept“. Damit komme ich auf die in Avital Ronells *Telephone Book* gestellte Frage zurück:

What does it mean to answer the telephone, to make oneself answerable to it in a situation whose gestural syntax already means yes?<sup>29</sup>

Das Telefon zu beantworten bedeutet, nach dem Klingelsignal den Hörer abzunehmen oder mit der Hand einen Knopf zu drücken. Die Voraussetzung dafür, daß man zum semantischen Empfänger einer Nachricht wird, ist eine Geste, die Hand anlegt an einen technischen Empfänger, nämlich den Telephonhörer. Dabei hat es mit der Hand „seine eigene Bewandnis“.<sup>30</sup>

Die Geste des Den-Telephonhörer-Abnehmens erweist sich als doppelte performative Geste: Zum einen stellt sie eine Verbindung her und macht den Angerufenen somit erreichbar, zum anderen ist die Geste des Abnehmens ein Anzeichen für die eigene Empfangsbereitschaft. Sie verweist, um mit Peirce zu sprechen, als „degenerierter Index“<sup>31</sup> auf die Intention des Angerufenen, das Gespräch anzunehmen. Das heißt, das Abnehmen des Hörers als Annahmen des Anrufs signalisiert Kommunikationsbereitschaft.

Doch was signalisiert der Fernsprechnnehmer, der den Hörer nicht abnimmt und stattdessen eine *antwortende Maschine* antworten läßt? Offensichtlich wird das Abnehmen des Hörers mit der Hand an eine Maschine übertragen. Dadurch wandelt sich der Bezug des Menschen zur Telephonie. Zwar wird auf der Ebene A der Telekommunikation eine Verbindung hergestellt – man bleibt als Fernsprechnnehmer erreichbar –, doch die Empfangsbereitschaft wird an eine Maschine delegiert. Das heißt, der Anrufbeantworter vermittelt zwischen dem Anspruch der Telephonie auf „ubiquitäre Erreichbarkeit“<sup>32</sup> und jener totalen Unerreichbarkeit, die uns Kafka in *Das Schloß* vor Augen führte.

Genau wie die Geste des Abnehmens mit der Hand erhält die Tatsache, daß kein Mensch, sondern eine Maschine abnimmt, indexikalische Funktion: Sie wird zum „genauen Index“<sup>33</sup> für die momentane Unerreichbarkeit des Empfängers – bedingt durch dessen tatsächliche oder vorgetäuschte Abwesenheit. Dies impliziert einen Aufschub des Anspruchs auf Telepräsenz. Die doppelte Geste des Anrufbeantworters besteht darin, daß er als automatischer Empfänger Erreichbarkeit signalisiert, obwohl er zugleich das Symptom für momentane Unerreichbarkeit ist. Das heißt, die Unerreichbarkeit des menschlichen Empfängers auf der Ebene C der Kommu-

28 Vgl. Willem Flusser, „Die Geste des Telefonierens“, in: ders., *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*, Frankfurt a.M. 1997, S. 183-192, hier S. 187.

29 Ronell (Anm. 5), S. 5.

30 Heidegger (Anm. 8), S. 18.

31 Charles Sanders Peirce, *Phänomen und Logik der Zeichen*, Frankfurt a.M. 1983, S. 157.

32 Joachim R. Höflrich, „Telefon: Medienwege – von der einschigen Kommunikation zu mediatisierten und medial konstruierten Beziehungen“, in: *Geschichte der Medien*, hg. v. Manfred Fäßler u. Wulf Halbach, München 1998, S. 187-226, hier S. 213.

33 Peirce (Anm. 31), S. 157.

nikation wird durch technische Erreichbarkeit auf der Ebene A der Kommunikation kompensiert.

#### IV. Zwischen Anruflbeantworterkommunikation und Briefkommunikation

Zu fragen bleibt, was für einen Status die gespeicherte Kommunikation auf dem Anruflbeantworter selbst hat. Nach Nickel und Seutter handelt es sich um eine Form von dialogischer Kommunikation, die zeitlich versetzt stattfindet.<sup>34</sup> Mehr noch: Man kann sagen, daß Anstext und Sprechtext eine quasi-briefliche Kommunikationssituation stiften, da jeder Brief „eine Hälfte des Dialogs“ ist.<sup>35</sup> Dabei kommt auf eigentümliche Weise das Problem von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ins Spiel.

Gellert zufolge ist der Brief nicht als „ordentliches Gespräch“ anzusehen, sondern er vertritt lediglich „die Stelle einer mündlichen Rede“.<sup>36</sup> In der empfindsamen Brieftheorie geht es daher – mit Luhmann zu sprechen – um die Frage, wie Mündlichkeit „durch die besondere Funktion von differenzierenden Rahmen innerhalb von Rahmen in den Text hineinkopiert werden [kann]“.<sup>37</sup> Eben dieses Verfahren einer modulierenden Übertragung des Konzepts von Mündlichkeit in den Rahmen der Schrift spricht Gellert an, wenn er empfiehlt, der Briefschreiber solle sich „der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr annehmern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart“.<sup>38</sup> Das heißt, der Brief soll mit Hilfe rhetorischer Kunstgriffe den „perlokutionären Effekt“<sup>39</sup> einer sekundären Natürlichkeit herstellen. Allerdings kommt dabei der medialen Schriftlichkeit nach wie vor Rahmungsfunktion zu, denn der Brief ist, wie es bei Gotsched heißt, „geschriebene Anrede an einen Abwesenden“.<sup>40</sup>

Im Briefroman des 18. Jahrhunderts wird das editoriale Arrangement des Briefwechsels als „Form in der Form“<sup>41</sup> situiert, wobei die Frage virulent wird, wie sich

der Briefwechsel als mediales Übertragungsgeschehen<sup>42</sup> im Rahmen einer allgemeinen „Theorie der Sendung“<sup>43</sup> darstellen läßt. Das „postalische Dispositiv“<sup>44</sup> des Briefwechsels betrifft dabei drei Aspekte: Erstens den Brief als Ausdrucksmedium, nämlich als schriftliche Spur der Gemütsbewegung seines Verfassers; zweitens den Brief als Kommunikationsmedium, nämlich als Spur eines Dialogs; drittens den Brief als Übertragungsmedium, nämlich als postalische Spur einer Transmission von Zeichen.

Was bedeutet diese Interferenz von Abwesenheit und Übertragung mit Blick auf Derridas Schriftbegriff? Als „geschriebenes Zeichen“ wird der Brief „in Abwesenheit des Empfängers“ hervorgebracht.<sup>45</sup> Diese, in *Signatur Ereignis Kontext* aufgestellte Behauptung geht von der Prämisse aus, daß die Abwesenheit „zur Eigentümlichkeit des Bereiches der Schrift“ gehört.<sup>46</sup> Dabei kann man feststellen, daß die Definition des Briefs als geschriebene Anrede an einen Abwesenden, welche die Stelle einer mündlichen Rede vertritt, auch auf die hinterlassenen Nachrichten eines Anruflbeantworters zutrifft – vorausgesetzt, man ist bereit, die Möglichkeit der Speicherung mündlicher Nachrichten als besondere Form von Schriftlichkeit aufzufassen, die in funktionaler Analogie zur sekundären Schriftlichkeit der Schreibmaschine steht.

Zur Eigentümlichkeit der Schrift gehört nicht nur die Abwesenheit des Empfängers, sondern auch die Archivierbarkeit des Geschriebenen. Geht man davon aus, daß Schrift, wie alle Zeichen, durch ihre ‚Iterabilität‘ charakterisiert ist,<sup>47</sup> so beschränkt die *differentia specifica* der Schrift in ihrer ‚technique de répétition‘.<sup>48</sup> Im Gegensatz zur mündlichen, „flüchtigen“ Rede tritt Schrift immer schon als dauerhaft gespeicherte Rede in Erscheinung. Hieraus folgt, daß Mündlichkeit, sobald sie speicherbar ist, als Erscheinungsform „konzeptioneller Schriftlichkeit“<sup>49</sup> gefaßt werden muß. Dies gilt zunächst für den Phonographen.

Rilke berichtet in *Ur-Geräusch* davon, wie er im Physikunterricht lernte, sich einen Phonographen „aus dem handgreiflichsten Zubehöre geschickt zusammen-

34 Markus Nickel u. Konstanze Seutter, „Technik als Kommunikationspartner“, in: *Muttersprache* 3 (1995), S. 258-273, hier S. 266.

35 Demetrius zit. nach Heidekk Koskeniemi, *Studien zur Late und Phrasologie des griechischen Briefes bis 400 n. Chr.*, Helsinki 1956, S. 43.

36 Christian Furchtgott Gellert, „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen (1751)“, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Kritische, kommentierte Ausgabe, hg. v. Bernd Witte, Berlin, New York 1989, Bd. 4, S. 99-104, hier S. 111.

37 Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 1999, S. 365.

38 Gellert (Anm. 36), S. 111.

39 John Langshaw Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, deutsche Bearbeitung von Elke von Savigny, Stuttgart 1979, S. 112ff.

40 Johann Christoph Gotsched, „Versuch einer Critischen Dichtkunst. Anderer besonderer Teil (1730)“, in: ders., *Ausgewählte Werke*, hg. v. Joachim Birke u. Brigitte Birke, Berlin, New York 1973, Bd. 4.2, S. 145.

41 Vgl. Edgar Frankow, *Brieflichkeit. Revolution eines Sprachbildes*, Jacques-Louis David, Friedrich Hölderlin, Jean Paul, Edgar Allan Poe, München 2002, S. 124.

42 Die Vorstellung „postalischer Kommunikation“ wird dabei, wie Derrida in *Carte Postale* feststellt, durch eine „wirre Idee“, nämlich die von „Transport des Dokuments“ beziehungsweise „seines materiellen Trägers“ bestimmt (Derrida [Anm. 3], S. 131). In gleicher Weise charakterisiert Beebe den Brief im Rahmen seiner performativen Übertragungsbedingungen, wenn er feststellt, daß der Brief „as material signifier intervenes in the process of transmission“ (Thomas Beebe, *Epistulary fiction in Europe, 1500-1850*, Cambridge 1999, S. 15).

43 Derrida (Anm. 3), S. 7.

44 Vgl. Natalie Binzack, „Medien- und Kommunikationstheorie. Neuere deutsche Literatur“, in: *Germanistik als Kulturwissenschaft. Einführung in neue Theorienkonzepte*, hg. v. Claudia Benthien, Reinbek 2002, S. 152-174, hier S. 165; sowie Siegett (Anm. 22), S. 44f.

45 Jacques Derrida, *Signatur Ereignis Kontext, Limited Inc.*, Wien 2001, S. 15-45, hier S. 24.

46 Derrida (Anm. 45), S. 24. „Eine Schrift, die nicht über den Tod des Empfängers hinaus strukturallesbar – iterierbar – wäre, wäre keine Schrift“.

48 Jacques Derrida, *Mal d'Archive*, Paris 1995, S. 26.

49 Vgl. Koch u. Oesterreicher (Anm. 1), S. 587.



zustellen.<sup>50</sup> Nicht nur der Trichter und die Membran, auch die Wachswalze, welche die Schwingungen des Schalls aufzeichnet, wird selbst hergestellt. Nach einem „Geklebe und Gemache“ ist es soweit: „Annahmer und Weitergeber standen in voller Bereitschaft.“<sup>51</sup> Den Akt der akustischen Aufzeichnung und der anschließenden Weitergabe des Aufgezeichneten beschreibt Rilke folgendermaßen:

Sprach oder sang jemand in den Schalltrichter hinein, so übertrug der in dem Pergamente steckende Stift die Tonwellen auf die empfängliche Oberfläche der langsam an ihm vorbei gedrehten Rolle, und ließ man gleich darauf den eifrigen Zeiger seinen eigenen (inzwischen durch einen Firnis befestigten) Weg wieder verfolgen, so zitterte, schwanke aus der papierernen Tüte der eben noch unsrige Klang, unsicher zwar, unbeschreiblich leise und zaghaft und stellenweise versagend, auf uns zurück.<sup>52</sup>

Das Bemerkenswerte dieser Beschreibung akustischer Aufzeichnungen um 1900 liegt nicht nur in der offensichtlichen Kopplung der Verkörperungsbedingungen des Aufzeichnens mit den Übertragungsbedingungen, sondern auch in der Formulierung „Annahmer und Weitergeber standen in voller Bereitschaft.“<sup>53</sup> Dieses In-Voller-Bereitschaft-Stehen markiert nämlich den Einsatz der modernen Medientechnik, die in Konkurrenz zur Technik des Schreibens tritt. So besetzen die Punkte des Anrufbeantworters darin, die konzeptionelle Schriftlichkeit des Phono-graphen mit der medialen Mündlichkeit der Telephonie zu koppeln.<sup>54</sup>

Indessen bleibt unklar, in welcher Form das für die Briefromanpoetik des 18. Jahrhunderts so zentrale Prinzip *des written to the moment* im Rahmen des Anrufbeantworters zu einem *spoken to the moment* wird. Bezieht sich das *spoken to the moment* auf den Moment des Abhörens der Nachricht oder auf den des Aufspringens? Beide Möglichkeiten scheinen denkbar, wie die folgende Sequenz aus Martin Cimps Theaterstück *Angriffe auf Anne* belegt:

Hallo Anne? Nimm den Hörer ab. (Pause) Ich weiß, daß du da bist [...]. Sei nicht kindisch, Anne, und nimm den Hörer ab. (Pause) Also was soll das sein? Ein Hilfeschrei? Erzähl mir nicht, daß das ein Hilfeschrei ist. Weil, wie, genau soll ich auf deinen Hilfeschrei reagieren? Hm? (Pause)

[...] Ich weiß, daß du da bist. Ich weiß, daß du da bist, Anne. Und ich weiß, wenn ich etwas Geduld habe, wirst du mir antworten. (Pause) Du wirst mir doch antworten, oder, Anne?<sup>55</sup>

50 Rainer Maria Rilke, „Ur-Geräusch“, in: ders., *Sämtliche Werke*, hg. v. Rilke-Archiv, in: Verb. m. Hella Sieber-Rilke bes. v. Walter Simon, Frankfurt a.M. 1955ff., Bd. 6, S. 1087.

51 Rilke (Anm. 50), S. 1087.

52 Rilke (Anm. 50), S. 1087.

53 Rilke (Anm. 50), S. 1087.

54 Vgl. hierzu Franz Kafka, *Briefe an Felice und andere Korrespondenz aus der Verlobungszeit*, hg. v. E. Heller u. J. Born, Frankfurt a.M. 1976, S. 266, wo Kafka die Kopplung von „Telephon und Parlographen“ imaginiert und damit gewissermaßen den Anrufbeantworter erfindet.

55 Martin Cimip, „Angriffe auf Anne“, in: *Playpotting*, hg. v. Nils Tabert, Reinbek 1998, S. 263-342, hier S. 271.

In dieser Szene wird die paradoxe Pragmatik der Anrufbeantworterkommunikation deutlich: Die Tatsache, daß eine Maschine und kein Mensch den Anruf empfängt, ist nicht länger als genuiner Index für die Abwesenheit des Empfängers zu deuten, sondern als inszenierter genuiner Index für eine mögliche Anwesenheit, die sich als Abwesenheit auspricht.

## V. Psychoanalyse als Anrufbeantworterkommunikation

In diesem Zusammenhang ist auf die psychoanalytische Relevanz des Anrufbeantworters hinzuweisen. Bemerkenswerterweise rekurriert Freuds Konzept der menschlichen Psyche auf ein *Apparatus*-Modell, das zwischen der Schriftlichkeit des ‚Wunderblocks‘ und der Mündlichkeit des Telefons changiert. Der ‚Wunderblock‘ ist für Freud das Modell für die Funktionsweise unseres seelischen Apparats, der „in unbegrenzter Weise aufnahmefähig für immer neue Wahrnehmungen“ ist und zugleich „dauerhafte – wenn auch veränderliche Erinnerungsspuren“ von ihnen schafft.<sup>56</sup>

Zur psychoanalytischen Zentralmetapher wird der ‚Wunderblock‘ dadurch, daß Freud aus seiner Funktionsweise die Aufgabe und die Technik der Analyse ableitet: Die Technik der Analyse besteht darin, dem Patienten zu helfen, an die für ihn unreichbare Wachsschicht unter dem Deckblatt des ‚Wunderblocks‘ heranzukommen, damit er die Ähnlichkeit der dort versammelten Spuren mit seiner sich ständig wiederholenden, neurotischen Praxis an der Oberfläche erkennt. Dieses schriftliche Modell der analytischen Technik wird von Freud an ein mündliches, genauer gesagt ein fernmündliches Modell gekoppelt: Der Prozeß, durch den der Analytiker das Unbewußte des Patienten entdeckt, wird von Freud als telephonischer Übertragungsprozeß, ja, als Kommunikation auf der Ebene A beschrieben. So heißt es in den „Ratschlägen für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung“, der Analytiker solle

dem gebenden Unbewußten des Kranken sein eigenes Unbewußtes als empfangendes Organ zuwenden, sich auf den Analytisierten einstellen wie der Receiver des Telefons zum Teller eingestellt ist. Wie der Receiver die von Schallwellen angeregten elektrischen Schwankungen der Leitung wieder in Schallwellen verwandelt, so ist das Unbewußte des Arztes befähigt, aus den ihm mitgeteilten Ankömmlingen des Unbewußten dieses Unbewußte [...] wiederherzustellen.<sup>57</sup>

Freuds Vergleich des psychischen Apparats mit dem ‚Wunderblock‘ und der analytischen Technik mit dem Telephonieren, belegt, daß der mediale Status des psychischen Apparats zwischen ‚Einschreibung‘ und ‚fern-mündlicher Übertragung‘ chan-

56 Sigmund Freud, „Notiz über den ‚Wunderblock‘ (1925)“, in: ders., *Gesammelte Werke*, hg. v.

Anna Freud, Frankfurt a.M. 1999, Bd. 14, S. 1-8, hier S. 1f.

57 Sigmund Freud, „Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung (1912)“, in: ders., *Gesammelte Werke* (Anm. 56), Bd. 8, S. 375-387, hier S. 381f.

giert. Obwohl Campe Recht zu geben ist, wenn er feststellt, daß Freuds Telephonmetaphorik lediglich die „Technik und Spekulation des Analytikers“ betrifft, so liegt er meines Erachtens falsch, wenn er behauptet, daß dies „nicht die Theorie des *psychischen Apparats*“ betrifft, weil das Telephon „in seinem metaphorischen Aspekt der kommunikativen Technik [...] vom psychischen Apparat und seiner Skripturalmetaphorik ferngehalten“ wird.<sup>58</sup> Umgekehrt könnte man fragen, ob die Mitteilungen des Patienten in der ‚Überragungssituation‘ nicht sogar ‚telephonisiert‘ werden,<sup>59</sup> um erst dann, als nachträgliche Niederschrift, auf dem Notizblock des Arztes zu landen. Bei dieser Übertragung ist der psychische Apparat des Patienten mit dem des Arztes verbunden: Zwei ‚Wunderblöcke‘ telephonieren miteinander. Der Notizblock des Arztes jedoch übernimmt nur eine Funktion des „Wunderblocks“, der ja die Eigenschaften des Schreibens auf Papier und des Schreibens auf einer Tafel vereinigen soll. Die Voraussetzung der nachträglichen Verschriftlichung ist das vorherige „Abhören“ der auf der ‚akustischen Tafel‘ des Analytikers zwischengespeicherten Patientenrede. Obwohl der Analytiker scheinbar mit dem Patienten telephoniert, übernimmt er tatsächlich in der analytischen Situation die Rolle eines Speichermediums. So vergleicht Freud in *Bruchstücke einer Hysterie-Analyse* seine Erinnerungsleistung mit der eines Phonographen, wenn er bemerkt, seine Niederschrift dürfe „auf einen hohen Grad von Verlässlichkeit Anspruch machen“, auch wenn sie „nicht absolut – phonographisch – getreu“ sei.<sup>60</sup>

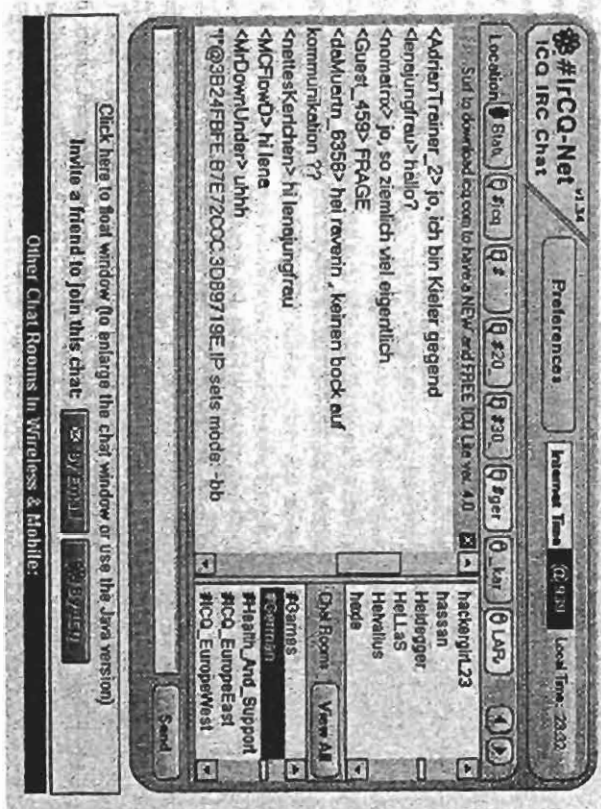
Obgleich der psychische Apparat als Wunderblock charakterisiert ist, wird die psychoanalytische Gesprächssituation als telephonische Überragungssituation bezeichnet. Die Kopplung des Modells der Telephonie und der Phonographie impliziert, daß der Analytiker zu einem Anrufbeantworter der Seele wird. Er dekodiert die ankommenden elektrischen Schwankungen zu Botschaften des Unbewußten, und er speichert die Patientenrede quasi-phonographisch in seinem Gedächtnis, um sie nachträglich schriftlich zu archivieren. Dabei nimmt er die Anrufe des Patienten bemerkenswerter Weise nicht als Mensch, sondern als Maschine entgegen: Er versetzt sich als Anwesender in einen Zustand der Abwesenheit, indem er erklärt, er sei nur auf der Ebene A der Kommunikation, nämlich als rechnerischer Empfänger erreichbar. Bleibt hinzuzufügen, daß der Analytiker nicht den propositionalen Gehalt der ankommenden Nachrichten protokolliert, sondern auch die Störungen der Verbindung im internen Netz des Subjekts: Der Analytiker macht als Techniker der Analyse das Rauschen der Seele hörbar.<sup>61</sup>

58 Vgl. Rüdiger Campe, „Proton/Telefone und Telefonstimmen“, in: *Diskursanalysen 1, Medien*, hg. v. Friedrich Kirtler, Manfred Schneider u. Samuel Weber, Opladen 1986, S. 68-93, hier S. 88.

59 Vgl. Friedrich Kirtler, *Gammophon Film Typewriter*, Berlin 1986, der behauptet, Freuds „Ratschläge für den Arzt“ bei der psychoanalytischen Behandlung liefen „schlichtweg auf Telephonie hinaus“ (S. 137).

60 Sigmund Freud, „Bruchstücke einer Hysterie-Analyse“, in: ders., *Gesammelte Werke* (Anm. 56), Bd. 5, S. 161-286, hier S. 167.

61 Vgl. Wirth (Anm. 2), S. 180.



Screenshot eines ICQ-Chats

## VI. Die Überragungsbedingungen des Online-Chat

Vor dem Hintergrund der bisherigen Überlegungen möchte ich nun auf das Phänomen des Online-Chat eingehen. Der Online-Chat ist eine Form fernschriftlichen Geplauders, die sich in den letzten Jahren aus dem *Inter-Relay-Chat* entwickelt hat. Dabei steht der Online-Chat sowohl auf der pragmatischen Ebene C als auch auf der technischen Ebene A der Kommunikation im Zeichen des wunderbaren Moments der Verbindung. ICQ heißt eines der bekanntesten Chat-Programme, das alle Möglichkeiten des *Unified* und *Instant Messaging* nutzt, um auf der technischen und der pragmatischen Ebene Kontakt herzustellen. Der Name ‚ICQ‘ ist eine Selbstdarstellung des Konzepts: Er steht als acronyms Wortspiel für *I seek you*: ‚Ich suche Dich‘. Insofern das „postpostalische Subjekt“<sup>62</sup> die Szene der Tele-Schrift als unstillbarer Kontaktsucher beurit, kommt der „phatische Funktion“ eine zentrale Rolle zu. Sie tritt als „überschwinglicher Austausch ritualisierter Formen“ zutage.<sup>63</sup>

62 Siegrid Weigel, „Spuren der Abwesenheit: Zum Liebesdiskurs an der Schwelle zwischen ‚postalischer Epoche‘ und post-postalischen Medien“, in: *Konfigurationen. Zwischen Kunst und Medien*, hg. v. Siegrid Schade u. Christoph Tholen, München 1999, S. 80-92, hier S. 82.

63 Jakobson (Anm. 26), S. 91.

„Hallo“, „Hi“, „Hallo!“ – die mittlerweile sehr umfangreiche linguistische Forschung zum Online-Chat stellt unisono fest, daß die postpostalischen Rituale der Begrüßung symptomatischen Charakter haben.<sup>64</sup> Diese Rituale zeigen an, daß es beim Chatren offensichtlich nicht um die Informationsübertragung geht, sondern um Kontaktabahnung und Kommunikationsverlängerung. Die kommunikative Funktion des Chat besteht auf der Ebene C darin, „Kommunikation herzustellen“.<sup>65</sup> Dies kann man nun entweder mit Luhmann als Form der „Autopoiesis“<sup>66</sup> betrachten, oder aber mit kulturkritischer Miene Adorno ins Feld führen, der in seiner *Minima Moralia* – wie nicht anders zu erwarten – bereits *prae festum* alles wesentliche zum Online-Chat gesagt hat, als er über die Gepflogenheiten seines amerikanischen Exils klagte:

Daß sie anstatt den Hurr zu ziehen, mit dem Hallo der vertrauten Gleichgültigkeit sich begrüßen, daß sie anstatt von Briefen sich anrede- und unterschriftslose Interoffice communications schicken, sind beliebige Symptome einer Erkrankung des Kontakts. Die Entfremdung erweist sich an den Menschen gerade daran, daß die Distanzen fortfallen.<sup>67</sup>

Auch das Chatren erscheint dem außenstehenden Betrachter als Kommunikation zwischen entfernteren Menschen, die Kontakt suchen und daher telekommunikativ Verbindung aufnehmen. Dieses Verbindung-Aufnehmen ist nicht nur Symptom einer Erkrankung des Kontakts, sondern es ist das Signal einer permanenten Empfangsbereitschaft: *I seek you!* Dadurch wird der Online-Chat zu einem Kommunikationsphänomen der Anrufantwortkommunikation.<sup>68</sup> Zugleich steht der Online-Chat wie die Brief- und die Anrufantwortkommunikation im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit: Glaub man Angelika Storrer, so besteht die „kommunikationsgeschichtliche Novität“ des Chatrens darin, daß Schrift für eine „situationgebundene, direkte und simultane Kommunikation“<sup>69</sup> verwendet wird, ohne in einem „systematischen Verhältnis zu einer vorgängigen oder nachträglichen Oralisierung“ zu stehen.<sup>70</sup> Dies schließt nicht aus, daß der Chat „die Stelle einer mündlichen Rede“<sup>71</sup> vertritt.

Während die Chat-Kommunikation, medial betrachtet, „graphisch“ als Schrift verkörpert wird – im Gegensatz zum Telefongespräch, dessen Verkörperungsform ‚phonisch‘ ist –, erweist sich die konzeptionelle Grundhaltung der Chat-

64 Vgl. Michael Beißwenger, *Kommunikation in virtuellen Welten: Sprache, Text und Wirklichkeit*, Stuttgart 2000, S. 51.

65 Jakobson (Anm. 26), S. 91.

66 Niklas Luhmann, *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Frankfurt a.M. 1989, Bd. 3, S. 161f.

67 Theodor W. Adorno, *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*, Frankfurt a.M. 1969, S. 44.

68 Vgl. Uwe Wirth, „Schwarzwälder Schriftverkehr. Chatten in den Zeiten des Modemfieber“, in: *Praxis Internets*, hg. v. Stefan Münker u. Alexander Roessler, Frankfurt a.M. 2002, S. 208–228, hier S. 209f.

69 Storrer (Anm. 15), S. 462.

70 Storrer (Anm. 15), S. 462.

71 Gallert (Anm. 36), S. 111.

Kommunikation als mündliche.<sup>72</sup> Wie in der Brieftheorie des 18. Jahrhunderts wird dabei konzeptionelle Mündlichkeit ins Medium der Schrift „hineinkopiert“,<sup>73</sup> anders als im Brief des 18. Jahrhunderts ist die konzeptionelle Mündlichkeit des Online-Chat jedoch nicht nur das Resultat eines situationsgebundenen, umgangssprachlichen Sprachrits, sondern neuester Übertragungstechniken. Die quasi-mündliche Schriftlichkeit des Online-Chat resultiert aus der eigentümlichen Interferenz der digitalen Verkörperungsbedingungen von Schrift im Rahmen des Computers und den telekommunikativen Übertragungsbedingungen von Daten im Rahmen des Internet. Dabei kann man feststellen, daß der Online-Chat in gewisser Hinsicht die Majorprämisse der Schrifttheorie in Frage stellt.

Während nach Derrida die Schrift, „um das zu sein, was sie ist, in radikaler Abwesenheit eines jeden empirisch festlegbaren Empfängers überhaupt funktionieren können [muß]“,<sup>74</sup> setzt die Schriftlichkeit des Online-Chats die Anwesenheit von Sender und Empfänger notwendig voraus, auch wenn sich diese an räumlich entfernten Computern befinden. Insofern erschüttert der Schriftverkehr der Chat-Kommunikation das Dogma des Dekonstruktivismus, daß dem Funktionieren der Schrift die radikale Abwesenheit des Empfängers ‚eingeschrieben‘ sein müsse: der Online-Chat funktioniert nämlich nur unter der Voraussetzung der fernen Anwesenheit von Sender und Empfänger. Dies hat weitreichende Konsequenzen nicht nur für die Theorie der Schrift, sondern auch für die Praxis des Schriftverkehrs.

Im Rahmen des Online-Chat werden die Prinzipien mündlicher face-to-face-Kommunikation zu einer quasi-mündlichen interface-to-interface-Kommunikation moduliert. Zu fragen bleibt, wie sich die mediale Differenz zur brieflichen Modulation von Mündlichkeit bestimmen läßt. Nach Luhmann konditionieren sich Sender und Empfänger in jeder schriftlichen Kommunikation „durch Ersatz-Anzeichen“,<sup>75</sup> um auf sich und auf ihre Intentionen hinzuweisen. Obwohl die Maschinenschrift den Charakter des Schreibenden verblirgt, denn, wie Heidegger feststellt: „In der Maschinenschrift sehen alle Menschen gleich aus“,<sup>76</sup> ist es sowohl den empfindsamen Briefeschreibern des 18. Jahrhunderts als auch der *community* heutiger Online-Chatter gelungen, im Rekurs auf die typographischen Möglichkeiten der Druckschrift respektive der Maschinenschrift ein semiotisches System von Ersatz-Anzeichen zu entwickeln.

Schon im Rahmen des Briefromans hatte jede schriftliche Mitteilung gleichsam ‚physiognomischen Status‘, weil sie ein „Abdruck“ bzw. ein „Abbild“ des emotionalen Zustands des Absenders war,<sup>77</sup> das vom Leser erschlossen werden mußte. Die Poetik des *written to the moment* versuchte, dem Brief dadurch symptomatischen

72 Vgl. Beißwenger (Anm. 64), S. 42.

73 Niklas Luhmann, „Die Form der Schrift“, in: *Schrift*, hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht u. K. Ludwig Pfeiffer, München 1993, S. 349–366, hier S. 365.

74 Derrida (Anm. 45), S. 25.

75 Luhmann (Anm. 73), S. 365.

76 Heidegger (Anm. 9), S. 119.

77 Gallert (Anm. 36), S. 138.



Charakter zu verleihen, daß sie ihn zu einem inszenierten »genuinen Index«<sup>78</sup> mache – hier sind vor allem die inflationären ‚Ach‘ und ‚O‘ zu nennen, die den Diskurs der Empfindsamkeit nachahlig prägen.<sup>79</sup> So etwa in Werthers Brief vom »21. Junius«:

O es ist mit der Ferne, wie mit der Zukunft! ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir schenken uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben [...]»<sup>80</sup>

Während der empfindsame Brief darauf hinarbeitete, daß sich der Gemütszustand des Schreibers implizit am Text zeigt, wird er beim Chat explizit im Kommentar benannt. Die Poetik des Briefromans zielt in Analogie zu den theatralen Nachahmungstechniken auf eine Inszenierung von Symptomen ab, bei der Chat-Kommunikation läßt sich dagegen eine Tendenz zur Selbstbeschreibung feststellen. Das ‚ach!‘ des empfindsamen Briefs, das sich als Spur schriftlicher Mündlichkeit ausgab, wird zum selbstkommentierenden, \*empfindsamsei\*, oder zum entsprechenden *Emoticon*.

Emoticons erscheinen an der Oberfläche als »ikonische Rekonstruktion typischer Gesichtsausdrücke«, <sup>81</sup> welche die emotionale und intentionale Einstellung ihres Verfassers porträtieren. So ist das Smiley :-)) ein Zeichen für gute Laune, das ironisierte Smiley :-))) bezeichnet sehr gute Laune, und das winky Smiley ;-)) dient als Ironiesignal. Die semiotische Funktion der Emoticons besteht jedoch nicht in erster Linie darin, eine »Verbildlichung der Schrift«<sup>82</sup> vorzunehmen, sondern wie ein Zeigefinger, das heißt, als »degenerierter Index« auf die emotionale und intentionale Einstellung ihres Verfassers hinzuweisen. Der sendende Produzent und der

78 Peirce (Ann. 31), S. 157.

79 Vgl. hierzu Hender, der sich in seiner *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1772) auch mit den Versuchen ausenandersetzer, mündliches Sprechendes in den künstlichen Rahmen der Schrift zu kopieren. Dabei macht er insbesondere auf das Problem der Mehrfachkodierung aufmerksam. Wenn die Töne der natürlichen Sprache »artikuliert und als Interjektionen auf Papier hinbuchstabiert werden, so haben die entgegengesetzten Empfindungen fast einen Ausdrück. Das marre Ach ist sowohl Laut der zerschnitzenden Liebe als der sinkenden Verzweiflung; das feurige O sowohl Ausbruch der plötzlichen Freude als der aufstrebenden Wut [...]« (Johann Gottfried Herder, *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, in: ders., *Philosophische Schriften*, hg. v. Erich Heimel, Hamburg 1960, S. 5f.). Das Manko semantischer Mehrfachkodierungen entschuldigt Herder mit der rhetorischen Replik: »allein sind denn diese Laute da, um als Interjektionen auf Papier gemalt zu werden.« (ebd.) Nicht nur die Einfachheit der natürlichen Sprache, auch ihre Lebendigkeit verhindern, daß sie sich im Medium der Schrift mitteilen läßt: »je lebendiger nun eine Sprache ist, je weniger man daran gedacht hat, sie in Buchstaben zu fassen, je ursprünglicher sie zum vollen, unausgesonderten Laute der Natur hinausströmt, desto minder ist sie auch schreibbar« (ebd., S. 8).

80 Johann Wolfgang Goethe, *Die Leiden des jungen Werthers* (1774), in: ders., *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, 40 Bde., hg. v. Friedmar Apel u.a., Frankfurt a.M. 1985ff., hier Bd. 8, S. 57.

81 Beißwenger (Ann. 64), S. 97.

82 Mfke Sandbothe, »Grundpositionen zeitgenössischer Medienphilosophie und die Pragmatisierung unseres Mediengebrauchs im Internet«, in: *Interfaces – Interaktion – Performance. Zum Umgang mit digitaler Technik im Theater*, hg. v. Martina Lecker, Berlin 2000, S. 152.

empfangende Rezipient werden im Online-Chat nicht nur zu »selbstbeobachtenden Einheiten«, <sup>83</sup> sondern zu selbstbeobachtenden Einheiten, die unter dem Diktat stehen, sich permanent selbst zu beschreiben und zu kommentieren.

Indessen gibt es im Online-Chat auch »genuine Indices«, nämlich die zahlreichen Schreibfehler: Sie verweisen symptomatisch auf ein *written to the moment*, das durch die Beschleunigung des Schreibens ausgezeichnet ist.<sup>84</sup> Die Schreibfehler sind Symptom für den Einbruch der Übertragungstechnik in den performativen Rahmen einer Schriftlichkeit, die ganz im Zeichen des wunderbaren Moments der Übertragung steht. Damit kommt die Differenz der medialen Übertragungsbedingungen von Brief und Online-Chat in den Blick.

Das *written to the moment* des Online-Chat wird wesentlich durch den *moment of transmission* bestimmt, ja, das »performative Schreiben«<sup>85</sup> im Chat vollzieht sich als permanenter Selbstkommentar der Telepräsenz der Schrift. Diese Möglichkeit der Telepräsenz nivelliert die Differenz zwischen medialer Mündlichkeit und medialer Schriftlichkeit, denn geschriebene Sprache gehorcht im Rahmen der *computer mediated communication* den gleichen Übertragungsbedingungen wie gesprochene Sprache. Diese Übertragungsbedingungen werden durch zwei Faktoren auf der Ebene A der Kommunikation bestimmt: Erstens durch die größere Übertragungskapazität der Telephonleitungen, zweitens durch die Kopplung von Telefon und Computer. Das Zusammentreffen dieser beiden Aspekte ermöglicht eine quasi-mündliche Telekommunikation im Medium der Schrift, bei der das briefliche Konzept *des written to the moment* durch eine *transmission to the moment* abgelagert wird.

Damit die Nachricht eines Senders für die anderen Teilnehmer eines Online-Chat sichtbar wird, sind angenommen sogar zwei Übertragungsschritte nötig: Erstens muß die Nachricht auf der Computertastatur eingetippt und die Enter-Taste gedrückt werden. Zweitens muß die Nachricht an einen Server übermittelt werden, der sie verarbeitet und an alle Teilnehmer der Chatrunde weiterleitet – auch an den Produzenten. Der Äußerungsakt bedarf also zunächst einer doppelten Übertragung, um überhaupt als Äußerung ins kommunikative Spiel gelangen zu können. Der Produzent eines Chat-Beitrags vollzieht mit dem Eintippen der Mitteilung und ihrem Versenden lediglich eine »Äußerungsanweisung«<sup>86</sup> an den Server, wobei der Zeitpunkt der Ausführung dieser Anweisung von der Kapazität des Servers und der Bandbreite des Kanals abhängt. Dabei ist die Chat-Kommunikation einem programmgesteuerten Dispositiv unterworfen, welches das sequenzielle Eingangsprinzip über das interaktive Dialogprinzip stellt: Die Rückübermittlung der Mitteilung vom Server an die Chatteilnehmer erfolgt strikt linear – wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Das »Mühlenprinzip«<sup>87</sup> beim Übermitteln und Rücküber-

83 Luhmann (Ann. 73), S. 366.

84 Storror (Ann. 15), S. 440.

85 Sandbothe (Ann. 82), S. 149.

86 Beißwenger (Ann. 64), S. 55.

87 Sigurd Wichter, *Zur Computerwortschatz-Ausbreitung in die Gemeinsprache: Elemente der vertikalen Sprachgeschichte einer Sache*, Frankfurt a.M. u.a. 1991, S. 78f.

mitreln hat direkte Auswirkung auf die kommunikative Praxis des Chatters: Dialoge zwischen zwei Chattern werden zumeist von Repliken anderer Chatter unterbrochen. Das heißt, die Kommunikation auf der pragmatischen Ebene C wird kausal von der technischen Ebene A determiniert. Hieraus folgt, daß die performativen Verkörperungsbedingungen jeder kommunikativen Äußerung im Online-Chat unmittelbar von den Übertragungsbedingungen zwischen den Teilnehmern des Online-Chats und dem Server abhängen.

In dem Maße, in dem sich die Übertragungsbedingungen auf der Ebene A verschlechtern, etwa infolge einer Überlastung des Servers, verliert der Online-Chat den kommunikativen Charakter eines Telefongesprächs und wird zu einer Art von Anrufbeantworterkommunikation. Das Rauschen im Übertragungskanal und der damit einhergehende *delay* des wunderbaren Moments der Verbindung hat dabei gewissermaßen eine medien-ontologische Funktion: Der *delay* verweist genau in indexikalisch darauf, daß der quasi-mündliche Schein der getippten Gespräche des Online-Chat jederzeit von ihrem Schriftcharakter eingeholt werden kann. Das heißt, der *delay* macht im Rahmen des Online-Chat das Oszillieren des telekommunikativen Schriftverkehrs zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und mediater Schriftlichkeit deutlich.

## 7. Zusammenfassung

Abschließend läßt sich festhalten, daß die Schriftlichkeit des Online-Chat in zweierlei Hinsicht philosophische Relevanz hat.

Erstens: Da der Schriftverkehr des Online-Chat nur zwischen telepräsenzen Senden und Empfängern stattfinden kann, führt er zu einer Inversion dessen, was wir über Schrift zu wissen glauben: Während wir im Anschluß an Derrida glauben, Schrift sei nur Schrift, wenn sie auch noch in der radikalen Abwesenheit des Empfängers funktioniert, propagiert der Online-Chat eine Schriftlichkeit, die nur in der fernem Anwesenheit von Sender und Empfänger funktioniert. Der Online-Chat ist die geschriebene Anrede an einen Anwesenden, welche die Stelle einer mündlichen Rede vertritt.

Zweitens: Die Besonderheit des Online-Chat besteht darin, das *written to the moment* an den *moment of transmission* zu koppeln, und zwar so, daß der Chatter in einen Zustand permanenter Übertragungsbereitschaft versetzt wird. Dabei wird nicht mehr nur das Schreiben der Maschine übertragen, wie es bei Heidegger heißt, sondern die elektronische Maschinenschrift findet im technischen Rahmen einer telekommunikativen Übertragungssituation statt, die ganz im Zeichen des wunderbaren Moments der Verbindung steht. Dieser Moment wird zum genuinen Index für einen Zustand, der unser ganzes Dasein durchwirkt – ein Zustand ubiquitären, elektronischen und telekommunikativen Verbundenseins. Mitteln könnte man zu dem Schluß kommen: An die Stelle der Geste des Schreibens mit der Hand ist die Geste des *plug-in* getreten, denn durch diesen performativen Akt versetzen wir uns selbst in den Zustand des *stand by* und des *online*.

Waltraud Wiehölter, Hans-Georg Pott,  
Alfred Messerli (Hrsg.)

## STIMME UND SCHRIFT

---

Zur Geschichte und Systematik  
sekundärer Oralität

Wilhelm Fink

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds  
zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

## Inhaltsverzeichnis

Umschlagabbildung:  
Paul Klee, Die Zwitscher-Maschine, 1922, 151, Ölpause und Aquarell auf Papier auf  
Karton, 41,3 x 30,5 cm. The Museum of Modern Art, New York  
Mrs. John D. Rockefeller Jr. Purchase Fund, © VG Bild-Kunst, Bonn 2008

I. ZUR EINFÜHRUNG.....	7
WALTRAUD WIETHÖLTER Stimme und Schrift: Szenen einer Beziehungsgeschichte.....	9

II. VERORTUNGEN.....	55
----------------------	----

SYBILLE KRÄMER Die Herogenität der Stimme. Oder: Was folgt aus Friedrich Nietzsches Idee, dass die Lautsprache aus der Verschwisterung von Bild und Musik hervorgeht?.....	57
---	----

ANGELIKA LINKE Mit schöner Stimme – von schöner Hand. Zur Sozialsemiotik von Sprechstimme und Handschrift im 18. und 19. Jahrhundert.....	75
--	----

DIETER MERSCH Anruf und Antwort: Sprache und Alterität.....	91
--	----

CHRISTIAN STETTER Stimme und Schrift.....	115
--	-----

DAVID E. WELLSBERY 'Word' und 'Ton' – Zur Sprachkonzeption in Nietzsches <i>Geburt der Tragödie</i> .....	133
---	-----

III. DIE STIMME DER SCHRIFT.....	147
----------------------------------	-----

FRAUKE BERNDT 'Mit der Stimme lesen' – F.G. Klopstocks Tonkunst.....	149
---	-----

### Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen  
Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung  
und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren  
wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und  
andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestattet.

© 2008 Wilhelm Fink Verlag, München  
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: [www.fink.de](http://www.fink.de)

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München  
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-4639-8

DANIEL HOFFMANN Die Wiederkehr der Liturgie in der jüdischen Renaissance des 20. Jahrhunderts .....	173
STEPHAN KAMMER Redende Federn. Schreibgeräusch und Stimme der Schrift .....	195
CORI MACKRODT Schriftäume und Stimmorte. Überlegungen zu einer topographischen Lektüre von Friedrich Hölderlins <i>Das Nächste Beste</i> .....	215
IV. DIE SCHRIFT DER STIMME .....	233
CORNELIA BLASBERG Die Stimme und ihr Echo. Zur literarischen Inszenierung des ‚Wiederschalls‘ von Herders Sprach- ursprungs-Theorie bis Marcel Beyers Topophonie des Faschismus .....	235
ERIKA GREBER Reden in Zungen als Buchstabieren in Schriften. Valerie Scherstjanoi multilinguale und multialphabetische Zeichenblätter .....	251
CAROLINE TORRA-MATTENKLOTT Stimmen aus dem Telefon. Akusmatische Dispositive in Prousts <i>À la recherche du temps perdu</i> .....	279
UWE WIRTH Der wunderbare Moment der Verbindung Zu den Bedingungen telekommunikativer Übertragungen im Rahmen der ‚schriftlichen Mündlichkeit‘ des Anrufbeantworters und der ‚mündlichen Schriftlichkeit‘ des Online-Chat .....	291
ZU DEN AUTORINNEN UND AUTOREN .....	309
PERSONENREGISTER .....	313